

Lothar Böhnisch

# Abweichendes Verhalten

Eine pädagogisch-soziologische  
Einführung

5. Auflage

Lothar Böhnisch  
Abweichendes Verhalten

## Grundlagentexte Pädagogik

Lothar Böhnisch

# Abweichendes Verhalten

Eine pädagogisch-soziologische  
Einführung

5., überarbeitete Auflage

**BELTZ** JUVENTA

Der Autor

Lothar Böhnisch, Dr. rer. soc. habil., bis 2009 Professor für Sozialpädagogik und Sozialisation der Lebensalter an der Technischen Universität Dresden, lehrt Soziologie an der Freien Universität Bozen/Bolzano.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:  
ISBN 978-3-7799-2187-5 Print  
ISBN 978-3-7799-4726-4 E-Book (PDF)

5., überarbeitete Auflage 2017

© 2017 Beltz Juventa  
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel  
Werderstraße 10, 69469 Weinheim  
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung und Satz: Ulrike Poppel  
Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza  
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autoren und Titeln finden Sie unter:  
[www.beltz.de](http://www.beltz.de)

*„Erstaunlich ist, in welchem Ausmaß die Gesellschaft diesen Kindern Zeit lässt, sich zu Kriminellen zu entfalten, sie kümmert sich kaum um sie, solange sie Opfer sind. Erst wenn die Gesellschaft sich selbst als Opfer fühlen oder darstellen kann, greift sie ein“ (Tilmann Moser 1975: 387).*



# Inhalt

1	Was gilt als ‚normal‘ und was als ‚abweichend‘?	11
2	„Und dann wendet sich das Kind hoffnungsvoll dem antisozialen Verhalten zu“ – Botschaften	14
3	Abweichendes Verhalten kann als Bewältigungsverhalten in kritischen Lebenskonstellationen interpretiert werden	19
4	Geschlechtszugehörigkeit, soziale Herkunft, ethnischer Hintergrund und Wohnumwelt spiegeln sich auch im Abweichenden Verhalten	27
5	Wenn die Gesellschaft als regellos empfunden wird – die Anomietheorie	42
6	Wo der eine als Dieb gilt, kommt der andere ungeschoren davon – der Etikettierungsansatz	51
7	Unterschiedliche Zugehörigkeiten können zu soziokulturellen Konflikten führen – subkulturelle Dynamiken	58
8	In der Clique tut man vieles, was man als Einzelner nicht tun würde – Gruppenzwang und Devianz	67
9	Es sind oft überforderte und desintegrierte Familien, die Abweichendes Verhalten ihrer Kinder und Jugendlichen begünstigen	78
10	Es kommt darauf an, ob es gelingt, Aggressivität in Kreativität umzuwandeln – Kindheit und Devianz	90
11	Die klassische Definition gilt auch heute noch – Jugend als Phase ‚potentieller Devianz‘	102



12	Ob Abweichendes Verhalten zum kriminellen Verhalten wird, hängt von verschiedenen sozialen und institutionellen Faktoren ab – Jugendkriminalität	116
13	Wenn die virtuelle und die reale Welt auseinanderfallen – Medien und Devianz	126
14	Anomische Konstellationen und Etikettierungsprozesse können im Erwachsenenalter zu existenzbedrohender sozialer Ausgrenzung führen	134
15	Wenn Gewalt zum letzten Mittel der Suche nach Anerkennung und Selbstwirksamkeit wird	149
16	Für die Opfer ist es meist eine seelische Gratwanderung zwischen abstoßendem Ekel und Angst vor Verlust – sexuelle Gewalt	161
17	Der Gewalt gegen sich selbst geht eine innere Spaltung voraus – Autoaggression	167
18	Man wird zum Fall, der Fall zur Akte – Hilfe und Kontrolle in der Jugendhilfe	170
19	Die Gewalt springt nicht so einfach von der Straße auf die Schule über – Schulstruktur und Abweichendes Verhalten	184
20	Die Pädagogik Abweichenden Verhaltens, aber auch die Kriminologie hatten traditionell die TäterInnen im Blick – die Opferperspektive	212
21	Devianzpädagogische Programme müssen das Ziel haben, die Menschen hinter der Tat zu finden – Grundprinzipien der Diagnose und Intervention	218
22	Zu den Botschaften, die hinter dem Abweichenden Verhalten stecken, gehört auch die Aufforderung, TäterInnen anders als nur als Deviante zu sehen – Reframing und funktionale Äquivalente	225

23	Strafen muss als interaktiver und wegweisender Vorgang begriffen werden	231
24	In der Arbeit mit devianten Cliques und in der Krisenintervention stößt man an die Grenzen pädagogischer Intervention	247
25	Präventionsprogramme lavieren zwischen Prognoseoptimismus und ‚Verdachtslogik‘	257
	Literatur	264



# 1 Was gilt als ‚normal‘ und was als ‚abweichend‘?

Ein Thema wie Glatteis. Schlittern zwischen ‚normal‘ und ‚abweichend‘. Darunter Definitionswirbel, trübe Uneindeutigkeit, obwohl es immer wieder nach klarer Bestimmung drängt. Schon die scheinbar eindeutige Gesetzesverletzung, die ‚kriminelle Handlung‘, der Bereich der Delinquenz also, erscheint – je nach rechtlichem, kulturellem und sozialem Kontext – in unterschiedlichem Licht. Einander verschiedene gesellschaftliche Normensysteme als auch soziale Herkunftsmilieus können zu unterschiedlichen Tatbeurteilungen führen. Strafandrohungen z.B. werden in gesellschaftlichen Ausnahmezuständen – um ihrer abschreckenden Wirkung willen – verschärft. Der Umgang mit Abweichendem Verhalten – Devianz – hat vor diesem Hintergrund immer den Charakter einer „Grenzbestimmung“ (Dollinger 2015).

Der Begriff des Abweichendes Verhaltens bezieht sich in dieser Einleitung auf sozial schädigendes wie selbstdestruktives Verhalten. Dafür stehen die Fachbegriffe ‚dissozial‘, ‚antisozial‘ und – wie im Falle des kriminellen Verhaltens – ‚delinquent‘. Kulturell Abweichendes Verhalten ist damit natürlich nicht gemeint. Selbstschädigendes Verhalten wird auch als autoaggressives Verhalten bezeichnet. Die Gründe für Abweichendes Verhalten sind multifaktorieller Art. Sie reichen im Devianzdiskurs von der Genetik über die Familie, persönliche Eigenschaften bis hin zum sozialen Umfeld der Gleichaltrigengruppe, der Schule und der Medien. „Die genannten Faktoren sind dabei nicht notwendig ‚echte‘ kausale Faktoren, sondern zeigen ein korrelativ erhöhtes Risiko für das Problemverhalten an“ (Lösel/Weiss 2015: 714).

Unterhalb der strafrechtlichen Eingriffslinie können Menschen schon als dissozial oder auch antisozial gelten, wenn sie sich tradierten Mustern ‚normaler Lebensführung‘ verweigern, sie werden sozial ausgegrenzt, wenn sie biografisch scheitern oder sozial

und kulturell nicht mithalten können. Die ausschließenden Definitionen gehen von kontrollierenden Instanzen und auf Konformität bestehenden Mitmenschen aus, sind längst ritualisiert, in die Grundwerte des Alltags eingegangen. Solche sozialen oder kulturellen Stigmata können Menschen oft stärker beeinträchtigen als strafrechtliche Sanktionen. Pädagogische Hilfe und Entstigmatisierung gehen hier ineinander über. Aber auch die Pädagogik selbst hat ihren problematischen Anteil an der Konstruktion von Devianz. Wir werden in dieser Einführung vor allem die Definitionsprozesse Abweichenden Verhaltens in Schule und Jugendhilfe kennenlernen. Dieses institutionell gebundene Abweichende Verhalten ist dadurch gekennzeichnet, dass es sozial nicht durchgängig, oft nur in der betreffenden Institution negativ sanktioniert und außerhalb der Institution häufig sogar gegenteilig bewertet wird. SchülerInnen, die in der Schule Abweichendes Verhalten zeigen – Leistung verweigern, Unterricht stören, gewalttätig sind – und entsprechend negativ sanktioniert werden, können in ihrer außerschulischen Peergroup (Gleichaltrigengruppe) einen positiven Status innehaben, der sich nicht selten auf ihr schulisches Verhalten gründet, das nun in der Jugendkultur – subkulturell – eine gleichsam entgegengesetzte soziale Bedeutung und Bewertung bekommt.

Schließlich dürfen wir jene Formen Abweichenden Verhaltens nicht übergehen, die sich gegen die Betroffenen selbst richten. Es geht hier um selbstgefährdendes und selbstdestruktives Verhalten, das zwar in der Regel keinen strafrechtlichen Sanktionen unterworfen ist, aber vielfach sozial geächtet wird. Es reicht vom weniger spektakulären Risikoverhalten über selbstzerstörerische und abhängigkeiterzeugende Suchtriale bis hin zum Selbstmord. In diesen Verhaltensweisen spiegelt sich das ‚Betroffen-Sein‘ als Grundbezug des pädagogischen Verstehens von Devianz bis ins Extrem. Sie verweisen gleichzeitig am deutlichsten darauf, wie dünn und fragil die soziale Bindung des Menschen an die Gesellschaft werden kann, aber auch, wie gesellschaftliche Entwicklungen pathogene Strukturen hervorbringen können.

Alle diese unterschiedlichen Definitionen, Zuschreibungen Abweichenden Verhaltens zeigen uns nicht nur, dass wir es hier mit einem Konstrukt und mithin mit einem Konstruktionsprozess zu tun haben, der vielfältigen sozialen und institutionellen Einflussfaktoren unterliegt. Verdeckt ist dabei vor allem das, was sich im Untergrund dieses Verhaltens bewegt, was Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene dazu treibt, sich so zu verhalten, welche Motivationen und Botschaften dahinter verborgen sind.

## 2 „Und dann wendet sich das Kind hoffnungsvoll dem antisozialen Verhalten zu“

### Botschaften hinter dem Abweichenden Verhalten

Gerade als PädagogInnen sind wir gehalten, nach diesen Botschaften, ja Hilferufen der Betroffenen zu suchen, die sich hinter dem gezeigten Abweichenden Verhalten verbergen. Damit wird uns ein tiefenpsychologischer Zugang abgefordert. Den hat uns vor allem der englische Kinder- und Jugendpsychiater Donald W. Winnicott (1988) eröffnet, aus dessen Werk sich eine Linie herausarbeiten lässt, an der entlang sich gleichsam ein psychodynamischer Unterbau einer pädagogisch anschlussfähigen Theorie der Devianz im Kindes- und Jugendalter herausarbeiten lässt.

Winnicott hat ein Modell entwickelt, mit dem wir verstehen können, wie der den Menschen innewohnende Aggressions- (Selbstbehauptungs-)trieb in eine ‚antisoziale Tendenz‘ umschlagen und damit Kinder in die Zone des Abweichenden Verhaltens bringen kann. Danach entwickeln sich aggressive Aktivitäten (aus sozial gerichteten Triebimpulsen) dann kreativ, wenn das Kind die soziale Umwelt, auf die sich seine Aktivität richtet, als „unzerstörbar“ erfährt. Das heißt, wenn seine (nach außen tendenziell „zerstörerischen“) aggressiven Impulse für das Kind selbst nicht gefährlich werden, nicht unvermittelt auf es zurückschlagen, sondern von seiner familialen Umwelt aufgefangen, gebunden werden können. Das Kind kann so mit seinen Aggressionen experimentieren, erfährt dabei Möglichkeiten und Grenzen, entwickelt eine Gewissheit des Selbst, die nicht immer wieder neu aufgebaut werden muss, weil ja in ihm die Erfahrung des ‚begrenzten‘ Experimentieren-Könnens gewachsen ist.

Der von Winnicott gebrauchte Begriff der „antisozialen Tendenz“ bezieht sich auf eine latente Disposition, die sich früh unter Bewältigungsdruck herausbilden kann: „An ihrem Ursprung steht [...] immer eine passiv erlittene Gewalter-

fahrung in Form einer Kränkung, Verletzung, Trennung oder eines Verlusts“ (Auchter 2002: 598).

Antisoziale Tendenzen entwickeln und formieren sich dann, wenn das Kind seine Umwelt als zerstörbar erfährt, das heißt, wenn seiner Aggression nichts entgegengesetzt wird, wenn die aggressiven Impulse für das Kind grenzenlos werden und irgendwann – aus einer nicht mehr überschaubaren Umwelt heraus auf ein nicht mehr beherrschbares Selbst – zurückschlagen. Dies ist in der Kind-Familien-Beziehung vor allem dann zu erwarten, wenn das Kind die bisher als unzerstörbar erlebte Umwelt verliert: z.B. beim Auseinanderbrechen der Familie, bei extremer Entfremdung der Eltern, aber auch bei stetig zunehmender Inkonsistenz und Unüberschaubarkeit der Familienabläufe und der dadurch für das Kind entstehenden alltäglichen Überforderungskonstellationen. So büßt das Kind eine familiäre Umwelt ein, in der es mit tendenziell zerstörerischen Impulsen experimentieren und so nachhaltige Trieberfahrungen machen konnte.

Das Gefühl des Verlusts einer unzerstörbaren Umwelt kann bei Kindern vor allem dann aufkommen, wenn Ängste und Verwirrungen im Hinblick auf Objektverluste (Bindungsverluste) entstehen. Sie werden belastet, weil sie nun selbst die Kontrolle übernehmen sollen, die für sie vorher in der unzerstörbaren Umwelt gegeben war. In dieser diffusen Überforderung schlagen die Aggressivitätsantriebe auf das Kind zurück: sowohl als Ängste angesichts des Kontrollverlusts als auch als Erfahrung der schutzlosen Preisgabe des Selbst, da die Aggression von sich aus nicht mehr bewältigbar erscheint. Das so *vernachlässigte* (das heißt auf sich gestellte) Kind traut sich nichts mehr zu, es passt sich der Umwelt an, es ist „hoffnungslos unglücklich und wird (erst einmal) nicht auffällig“ (Winnicott zit. n. Davis/Wallbridge 1983: 127). Verbessern sich die Umweltbedingungen, dann – so Winnicott – „gewinnt das Kind wieder Zuversicht und organisiert hoffnungsvoll antisoziale Handlungen“ (ebd.). „Die antisoziale Tendenz ist ein Hinweis auf Hoffnung“ (Winnicott 1988: 161).



Durch Delikte, wie vor allem das Stehlen (aus der Selbstbehauptung des Sich-auch-etwas-Nehmens heraus oder durch Zerstörung als Akt der negativen Aneignung), sucht es die Anteilnahme anderer, will auf sich aufmerksam machen oder begeht destruktive Handlungen – Gewalt an Sachen, gegenüber anderen Kindern etc. –, um die Umwelt bzw. deren entschiedenes Handeln und ihre Stärke herauszufordern. „Das Kind [muss] unbewusst seine Mitwelt aggressiv-progressiv auf die Probe stellen, ob diese hinter der oft lärmend vorgetragenen Destruktivität die Sehnsucht nach Eingrenzung und Verhinderung von Zerstörung wahrnehmen kann“ (Auchter 2002: 609). Dieses scheinbare Paradox – hoffnungsvolles Auf-Sich-Aufmerksam-Machen als Grundantrieb Abweichenden Verhaltens – löst sich wie folgt auf: Dem in seinem Selbst zurückgewiesenen und von einer überforderten familialen Umwelt nicht empathisch begleiteten Kind scheinen die legitimen Zugänge zu sozialer Zuwendung verschlossen. Treten Personen auf, die sich ihm zuwenden – z. B. JugendpädagogInnen oder LehrerInnen – keimt in ihm die Hoffnung auf, dass es doch noch angenommen wird, so wie es ist. Es greift nun nach Mitteln Abweichenden Verhaltens, weil es ihm mit konformen Mitteln bisher nie gelungen ist (und im Wettbewerb zu anderen schlecht gelingen kann), auf sich aufmerksam zu machen. Dagegen hat es gelernt, sich aggressiv und antisozial in einer bedrohlichen, zerstörbaren (es weiß immer wieder nicht, ob es weiter geliebt wird) Umwelt zu behaupten.

Winnicott hat hier einen komplexen Grundzusammenhang aufgeschlossen, aus dem heraus sich vieles von der Ambivalenz und Brisanz des pädagogischen Umgangs mit delinquenten Kindern (und Jugendlichen) aufklären lässt, wobei sich aber auch immer zeigt, wie zwangsläufig (und in dieser fatalen Zwangsläufigkeit plausibel) solche Kinder negative Etikettierungsprozesse auf sich ziehen. SozialpädagogInnen aus der Kinder- und Kinderhausarbeit berichten in diesem Sinne auch von Kindern, die zu Hause als angepasst, unauffällig erscheinen, im Umfeld des Kinderhauses oder des Jugendzentrums sich aber destruktiv verhalten, gegen andere losgehen, zerstören, klauen. Die SozialpädagogInnen spüren, dass die Kinder auf sich aufmerksam machen

wollen, ‚mit Gewalt‘ Zuwendung suchen. Diese Konstellation führt oft dazu, dass das antisoziale Verhalten der Kinder nun der Kinder- oder Jugendeinrichtung angelastet wird (in der Familie und in der Schule fallen die doch gar nicht so auf), weil eben die dortigen Räume und SozialpädagogInnen solche Kinder ‚hoffnungsvoll‘ anziehen und sich die Hoffnungen, die die Kinder mit ihren antisozialen Taten verbinden, auch auf sie richten. Dies den Instanzen sozialer Kontrolle verständlich machen zu können, überfordert viele MitarbeiterInnen in der außerschulischen Arbeit mit Kindern. Die Kinder werden als delinquent etikettiert und damit wird ihre Dispositionsanlage verkannt. Falls die Kinder dann, wenn sie gestellt oder ertappt werden, auch noch kein Schuldgefühl zeigen (sie haben ja damit ein positives Gefühl gesucht), ist der Kreis der negativen Zuschreibungen meist geschlossen. Hier wird deutlich, in welcher Ausnahmesituation SozialpädagogInnen in der außerschulischen Jugendarbeit sind, und welche Schwierigkeiten es alltäglich bereitet, die Handlungen der Kinder nicht nur selbst zu verstehen, sondern auch in ihren Intentionen einer verständnislosen Umwelt begrifflich zu machen.

Wir können jetzt auch verstehen, was Kids bewegt, Gelegenheiten und soziale Gruppierungen Abweichenden Verhaltens attraktiver zu finden als sozial konforme Bezüge. Aus der Kenntnis dieser tiefenpsychologischen Mechanismen heraus wird uns nun diese differentielle Attraktivität erklärlich. Den betreffenden Kindern erscheint die devianzfördernde Umgebung als ‚fördern- de Umwelt‘, weil sie ihnen Signale aussendet, die eine neue, unzerstörbare Umwelt verheißen. Wenn die eigene Umwelt zerstört, das heißt die Familien in sich entfremdet und unübersichtlich geworden sind, ist es die abweichende Clique, welche daraus entstehende antisoziale Dispositionen und die damit verbundenen Signale aufnehmen und dem Kind das Gefühl geben kann, trotz des erlittenen Verlusts das eigene Selbst entfalten zu können: Antisoziales Verhalten wird von abweichenden Gruppen *direkt* – und nicht nur als ungewisses Signal wie bei den PädagogInnen – aufgenommen und in Gruppenzusammenhalt und Anerkennung umgesetzt. Hier zeigt sich auch die Sinnhaftigkeit

des pädagogischen Konzepts der ‚funktionalen Äquivalente‘. Es kommt darauf an, den Kindern in den angebotenen pädagogischen Arrangements das Gefühl zu vermitteln, dass ihre Signale erkannt werden, ihnen der (familiale) Verlust ersetzt wird, dass sie nicht domestiziert und ruhiggestellt werden, sondern sich ihnen ein überschaubarer Raum zum Experimentieren eröffnet. Es ist dann ein Experimentieren, das ihnen selbst nicht mehr gefährlich werden oder Hilflosigkeit erzeugen kann, die dann wieder in ungerichtete Aggressivität umschlagen würde. Diese Hilflosigkeit und die Versuche der Kinder und Jugendlichen, sie zu bewältigen, müssen wir im pädagogischen Umgang mit Abweichendem Verhalten erkennen können.

### 3 Abweichendes Verhalten kann als Bewältigungsverhalten in kritischen Lebenskonstellationen interpretiert werden

Die Annahme, dass im Abweichenden Verhalten ‚Botschaften‘ der Betroffenen verschlüsselt sind, die auf Hilflosigkeit und ihre Bewältigungsversuche in kritischen Lebenskonstellationen verweisen, gilt als Grundthese des folgenden interdisziplinär angelegten *Bewältigungsmodells*. Abweichendes Verhalten wird in dieser Interpretation dann eintreten, wenn konforme Mittel der Bewältigung der kritischen Konstellation (vor allem ihre Thematisierung und die damit verbundenen Zugänge zu Beratung und Unterstützung) nicht oder nicht mehr verfügbar sind, um biografische Handlungsfähigkeit zu erreichen. Abweichendes Verhalten ist in diesem Sinne *Bewältigungsverhalten*, das nach Handlungsfähigkeit um ‚jeden Preis‘ – eben auch abseits der geltenden Norm – strebt. Die Pädagogik sucht ihren Zugang zu Abweichendem Verhalten entsprechend nicht primär über die Normverletzung, sondern in den biografischen Betroffenheiten und sozialen Umständen, aus denen heraus sich Abweichendes Verhalten entwickelt haben könnte.

In manchen Darstellungen sozialwissenschaftlicher Theorien Abweichenden Verhaltens wird am Ende immer wieder kritisiert, dass sie zwar Devianz differenziert beschreiben und kontextualisieren können, nicht aber in der Lage sind, etwas über die Entwicklung Abweichenden Verhaltens im Individuum auszusagen. Das Bewältigungskonzept ist ein Versuch, diese innerpsychischen Prozesse und ihre soziale Ausrichtung aufzuklären. Über diese theoretische Dimension hinaus ist das Konzept pädagogisch transformierbar, sowohl was den diagnostischen Zugang als auch die Folgerungen für pädagogische Interventionen angeht. Schließlich können auch die sozialwissenschaftlichen Devianztheorien dazu so in Bezug gesetzt werden, dass ein mehrdimensionaler Zugang zu Abweichendem Verhalten möglich wird.

In der soziologischen Dimension des Bewältigungsmodells sind es vor allem Probleme der sozialen Desintegration, die sich biografisch vermitteln und eine Hintergrundkonstellation Abweichenden Verhaltens dann entfalten können, wenn die Betroffenen sich in einer psychosozialen Verfassung befinden, in der das Streben nach Handlungsfähigkeit nicht mehr normkonform regulierbar ist. Dieses Problem der Desintegration werden wir im Fokus sozialstruktureller, institutioneller und familialer Desintegrationsprozesse und ihren biografischen Folgen aufzuschließen versuchen. Dass das Streben nach unbedingter Handlungsfähigkeit (tiefen)psychische und soziale *Eigendynamiken* annimmt, die die Formen Abweichenden Verhaltens prägen, wird uns in der weiteren Analyse beschäftigen. Dabei werden geschlechtsdifferente Bewältigungsmuster genauso analysiert wie der Einfluss gesellschaftlicher Deutungs- und Kontrollmuster auf die Verläufe von Devianz. Hier wird die Etikettierungstheorie im Mittelpunkt stehen. In diesen Zusammenhängen werden wir auch sehen, dass gerade devianzriskantes Streben nach Handlungsfähigkeit sich seine entsprechenden sozialen Orte ‚sucht‘, um wirksam werden zu können. Hier sind vor allem gruppendynamische und subkulturelle Bezüge zu thematisieren.

Für die Pädagogik ist in diesem Kontext nicht nur das situative Verhalten von primärem Interesse, sondern vor allem die Art und Weise, wie sich Devianz als biografisches Muster im Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen aufbauen kann. Deshalb wird dem Problemkreis der *devianten Sozialisation* ein besonderes Gewicht beigemessen. Hier ist auch der entwicklungstypischen Besonderheit und gesellschaftlichen Spannung des Jugendalters Rechnung zu tragen: Jugend wird als Lebensphase ‚potenzieller Devianz‘ thematisiert, so dass danach gefragt werden kann, unter welchen Bedingungen jugendkulturelles Risikoverhalten sich sozial riskant verhalten, biografisch verstetigen kann. Schließlich werde ich versuchen, aus diesen bewältigungstheoretischen Grundlagen der Diagnose Interventionsperspektiven abzuleiten, um daraus Arbeitsprinzipien des pädagogischen Umgangs mit Abweichendem Verhalten entwickeln zu können. Insgesamt erfüllt also der Bewältigungsansatz den Anspruch der

Mehrdimensionalität und Interdisziplinarität, der an Erklärungs- bzw. Plausibilitätsmodelle von Devianz gestellt wird (vgl. dazu auch Griese 2000).

Am extremen Bewältigungstyp der *Gewalt* in ihren verschiedenen Erscheinungsformen werden wir die Mechanismen der Bewältigung am besten studieren können und dabei merken, dass diese auch in unserem Alltagshandeln wirkmächtig sind. Vor allem die psychodynamische Struktur wird hier besonders deutlich und kann – im Modell – aus dem Unbewussten der Handlung heraus freigelegt werden.

Die Bedrohlichkeit kritischer Lebensprobleme wird als Ausgangskonstellation des Strebens nach unbedingter Handlungsfähigkeit (bis in seine deviante Ausprägung) angenommen. Lebenskonstellationen werden von den Subjekten dann als kritisch erlebt, wenn das psychosoziale Gleichgewicht – in den aufeinander bezogenen Komponenten von *Selbstwert, sozialer Anerkennung und Selbstwirksamkeit* – gestört ist und dabei die bislang verfügbaren personalen und sozialen Ressourcen der Bewältigung nicht mehr ausreichen (vgl. Filipp 2008). Hinter Abweichendem Verhalten stecken also in der Regel immer massive Selbstwert-, Anerkennungs- und Selbstwirksamkeitsstörungen. Unter Selbstwirksamkeit wird dabei eine Befindlichkeit verstanden, in der das Subjekt das stimmige Gefühl hat, mit seiner sozialen Umwelt so im Einklang zu sein, dass das eigene Leben darauf abgestimmt und so auch täglich Lebenssinn erzeugt werden kann.

Das in kritischen Konstellationen freigesetzte Streben nach Handlungsfähigkeit ist emotional, triebdynamisch strukturiert. Darin zeigt es Gesetzmäßigkeiten, die sich in Anlehnung an das der Stressforschung entstammende Coping-Konzept (vgl. Brüderl 1988; Stark 1996) herausarbeiten lassen. Dort wird von dem Befund ausgegangen, dass die Bewältigung von Stresszuständen bei Problembelastungen so strukturiert ist, dass der Mensch aus somatisch aktivierten Antrieben heraus nach Wiedererlangung des physisch-psychischen Gleichgewichtszustandes um jeden Preis – auch den der Normverletzung – strebt. In dieser Dynamik bewegt sich das Selbst als triebbewegte psychische Instanz, die sich gegenüber dem Willen der Akteure in somatischen Reaktio-

nen verselbstständigen kann. Dabei ist der Begriff des ‚Triebes‘ nicht biologisch zu verstehen, sondern es handelt sich um sozial gerichtete Triebansprüche, die – beginnend in der frühen Kindheit – im Prozess der Sozialisation ihre psychosoziale Formung erfahren (vgl. Gottschalch 1991).

Psychosoziale *Handlungsfähigkeit* ist ein Konstrukt im Magnetfeld des Selbstwerts. Ich bin in diesem Sinne handlungsfähig, wenn ich mich sozial anerkannt und wirksam und darüber in meinem Selbstwert gestärkt fühle. Das Streben nach Handlungsfähigkeit, das erst einmal in uns allen ist, macht sich also besonders in kritischen Lebenskonstellationen bemerkbar, wird über sie ‚freigesetzt‘. Wenn es uns entsprechend schlecht geht, macht sich der Selbstbehauptungstrieb, gleichsam als Grundantrieb des Menschen, bemerkbar. Dieser ist so stark, so existenziell, dass Handlungsfähigkeit – also Selbstwert, Anerkennung und Selbstwirksamkeit – um jeden Preis gesucht werden muss. Wenn dies nicht mit sozial konformen Verhalten erreichbar ist, dann eben auch mit Abweichendem Verhalten. Regressives, antisoziales aber auch selbstdestruktives Verhalten ist in diesem Sinne Bewältigungsverhalten. Dahinter stecken ‚Botschaften‘ der Hilflosigkeit, des Unvermögens, sich mit seinem gestörten Selbst auseinanderzusetzen zu können. Es muss einfach – und das ist ein unbewusster Vorgang – abgespalten werden. Damit sind wir beim Modell der *äußeren Abspaltung*.

#### Das verwehrte Selbst

Je mehr – so der Psychoanalytiker Arno Gruen – das, was aus dem eigenen Selbst herauskommt, verwehrt und von der sozialen Umwelt – vor allem auch der Erziehung – ‚als Feind(e) der sozialen Anpassung‘ abgestempelt wird, je mehr erfahren und in der Wiederholung gelernt wird, dass im Grunde nichts in einem selbst ist, desto eher beginnt man selbst, diese eigenen Bedürfnisse zu unterdrücken und zu fürchten. Es kann geradezu eine Angst vor der Lebendigkeit der eigenen Gefühle entstehen, die als bedrohliche Feinde erlebt werden. Wer zur Erfahrung gezwungen wird, dass nichts aus ihm selbst geschieht, wird – vor allem dann, wenn die äußere Sozialbindung gefährdet ist – in eine emotionale Leere getrieben. Aber „die damit verbundene Hilflosigkeit sowie daraus entstehender Schrecken und Wut werden von der [sozialen]

Umwelt [auch] vehement abgelehnt“. So muss Hilflosigkeit zum „Objekt der Ablehnung und des Hasses werden. Sie ist es [dann], die einen bedroht und nicht die Situation, die sie verursacht hat. So rächt man sich dann an allem, was die eigene Hilflosigkeit hervorrufen könnte“. Deshalb muss auch ‚zwangsläufig‘ die Hilflosigkeit bei anderen (und damit geht es ins soziale Handeln ein) verachtet werden. Mit und in diesem Verachten kann die dahinterstehende eigene Angst (vor Hilflosigkeit) verborgen werden. Gleichzeitig wird dadurch aber auch eine „Haltung des Verachtens“ gefördert. Diese wiederum geht – meist notwendigerweise – einher mit einer, sie stützenden, „Ideologie der Macht und des Herrschens“ (Gruen 1991: 26). Und in Richtung der Entwicklung devianter Verhaltensdispositionen aus dem gestörten Selbst heraus, argumentiert Gruen weiter: „In dem Maße, in dem uns die Grunderfahrung menschlicher Hilflosigkeit verwehrt wird, sind wir gezwungen, diese sozial abzuspalten, in Abstraktionen aufgehen zu lassen. Abstraktionen – Ideale, Ideologien, Stereotype – erlauben es uns, unser persönliches Involviertsein von den jeweiligen Resultaten abzutrennen“ (ebd.: 49).

Im Mittelpunkt steht das bedrohte Selbst in seiner Hilflosigkeit. Der Begriff des *Selbst* bezeichnet den inneren, personalen Pol der Identität: Wer bin ich, wie spüre ich mich und wie schätze ich mich ein (im Verhältnis zu anderen). Das Selbst bewegt sich im Magnetfeld von Selbstwert, sozialer Anerkennung und – damit verbunden – Selbstwirksamkeit (als der eigenen Erwartung, soziale Situationen im Griff zu haben und entsprechende soziale Resonanz dafür bekommen zu können). Mangelnde Anerkennung, verbunden mit niedriger bis fehlender Selbstwirksamkeit, führt zu dieser Hilflosigkeit des Selbst. Wir erleben dies alltäglich, es muss nicht gleich ein katastrophaler Zustand sein. Man ist von sozial negativen Erlebnissen gefrustet und das geht nicht über den Kopf, sondern vor allem über den Bauch. Man fühlt sich mies, es entsteht ein körperlich-seelischer (somatischer) innerer Druck, den man loswerden muss. Man kann nicht mit dieser Bedrückung schlafen gehen. Entlastung ist möglich, wenn man mit jemandem darüber sprechen, ihm oder ihr das belastende Problem erzählen kann. Im Bewältigungsmodell wird dies mit dem Begriff der *Thematisierung* umschrieben. Beratung ist in diesem Sinne nichts anderes als Hilfe zur Thematisierung. Wenn ich es jemandem anderen, z.B. einem Freund oder einer Freun-



ein erzähle, sprechen wir von Alltagsberatung. Wenn ich aber jemanden brauche, der mir dabei helfen kann, suche ich eine professionelle Beratung auf. Unter Thematisierung verstehe ich dabei nicht nur den sprachlichen Akt, sondern vor allem auch den sozial-interaktiven Vorgang des *Mitteilens* und damit des Anknüpfens von Beziehungen bis hin zum Eintreten in soziale Netzwerke. Immer wieder sei daran erinnert: es ist ein unbewusster, somatisch gesteuerter Vorgang. Wir wissen das aus der Stressforschung.

Indem diese Abladdynamik von *innerer Hilflosigkeit – Unfähigkeit zur Thematisierung – Abspaltung – Kompensation/Projektion* – einem nicht bewusst, sondern somatisch angetrieben ist, entzieht sie sich auch der Selbstkontrolle. Man weiß in dem Moment nicht, was man da tut. Dieser Vorgang wird in der Psychoanalyse mit dem Begriff der *Abstraktion* umschrieben. Abstraktion meint die Abwesenheit des Konkreten, das (zeitweise) Verschwinden des realen Verhaltens im Bewusstsein der Handelnden. Gewissermaßen ein Black out.

Der Schweizer Psychoanalytiker Arno Gruen (1997) hat die These aufgestellt, dass Männer mit innerer Hilflosigkeit schlechter umgehen können als Frauen, die aufgrund ihrer Gebärfähigkeit eine besondere Nähe zur inneren Natur des Menschen entwickeln könnten. Männer dagegen seien eher gedrängt, diese Hilflosigkeit nach außen abzuspalten. Wenn sie dabei gewalttätig werden, dann sind die Opfer in der Öffentlichkeit vor allem Männer, im häuslichen Bereich eher Frauen. Diesem Muster der äußeren Abspaltung begegnen wir aber nicht nur in den Zonen der physischen und psychischen Gewalt. Wir begegnen ihm im Beispiel des randalierenden Jungen in der Schule genauso, wie wir es immer auch dort finden, wo versucht wird, auf Kosten anderer aus eigenen Lebensschwierigkeiten herauszukommen, Selbstwertprobleme antisozial zu kompensieren. Das können auch Abwertungen sein; andere abzuwerten gehört übrigens auch zu den alltäglichen kleinen Übungen der Selbstaufwertung.

Und noch einmal: Diese Abspaltungsdynamik ist emotional aufgeladen, bringt Entspannung, das antisoziale Verhalten, das wir als negativ bewerten, wird von den Betroffenen als positiv, als

entspannend empfunden, als (oft letztes) Mittel eben, Anerkennung, Selbstwirksamkeit und Selbstwert zu erlangen. Deshalb kann man es ihnen nicht einfach ausreden, muss ihnen Möglichkeiten anbieten, in denen sie mit der Zeit spüren können, dass sie nicht mehr auf dieses Verhalten angewiesen sind. Ich werde im Abschnitt zu den *funktionalen Äquivalenten* näher auf solche Möglichkeiten eingehen.

Wir haben es beim Abweichenden Verhalten auch mit Abspaltungen von Hilflosigkeit zu tun, die nach *innen* gerichtet sind. Wir sprechen dann von *Autoaggression*, Gewalt gegen sich selbst. Wir finden sie in den verschiedenen Formen der Selbstverletzung, der Ernährungsstörungen, aber auch des Medikamentenmissbrauchs und der Depressivität. Es sind keine Delikte im Sinne der Delinquenz. Sie sind – statistisch gesehen – unter Mädchen und Frauen verbreitet. Es sind Formen der *inneren Abspaltung*. Im Mittelpunkt steht wieder die Hilflosigkeit des Selbst. Dieses Selbst aber ist nun gespalten, von Selbsthass gezeichnet. In der klinischen Psychologie spricht man von ‚Dissoziation‘, es sind gleichsam zwei Seiten des Selbst, die gegeneinander stehen. Das Ich und sein Körper. Dieser autoaggressive Selbsthass setzt den entsprechenden Projektionsvorgang in Gang. Die Betroffenen sind sich der Selbstspaltung (Dissoziation) nicht bewusst, für sie zählt, dass sie die Aufmerksamkeit anderer auf sich ziehen können. Gefühlte Anerkennung durch extreme Auffälligkeit. Es sind in der Mehrzahl Mädchen und Frauen, die in ihrem bisherigen Leben meist Abwertung erfahren und keine Anerkennung bekommen haben. Der eigene Körper wird nun zum Objekt, auf das die innere Hilflosigkeit abgespalten wird.

Dass Selbstverletzung Aufmerksamkeitserregung und darin Entschädigung für entgangene Anerkennung sucht, wird auch in der therapeutischen Praxis bestätigt: „Selbstverletzungen werden in der Regel in offener Weise durchgeführt. Diese Offenlegung lässt selbstverletzende Akte als eine Körper- und Aktionsprache erkennen“ (Hirsch 2002a: 164). Die Betroffenen schämen sich nicht, auch wenn die Umwelt entsetzt reagiert. Sie fühlen ja Entspannung und erhalten gleichzeitig dramatische Aufmerksamkeit.

Dass man Selbstverletzungen bezüglich der Häufigkeit besonders bei Mädchen in der Pubertät und damit einhergehenden aggressiven Mutter-Tochter-Konflikten antrifft, verweist auf damit verbundene Zustandsbefindlichkeiten von Ohnmacht und Hilflosigkeit, die nicht thematisiert sind und denen massive Anerkennungsstörungen vorausgehen. „Wenn Mädchen sich mit Messern, Nadeln oder anderen Gegenständen verletzen, beschreiben sie ihren Zustand oft als psychische Abwesenheit, als emotionale und sensorische Empfindungslosigkeit. [...] Es scheint, als hätten sie vorübergehend die Fähigkeit verloren, sich selbst zu spüren und zu erleben“ (Bovensiepen 2002: 60). Hier zeigt sich wieder deutlich das Phänomen der Abstraktion, das auch hier bei der Autoaggression wirkt. Ebenso der nur nach innen gerichtete Projektionsmechanismus: Es findet eine Selbstspaltung statt, die den Betroffenen ‚ermöglicht‘, die eigene Hilflosigkeit an sich selbst auszulassen.

Abspaltung innerer Hilflosigkeit nach außen und ihre Projektion auf Schwächere kann auch dadurch geschehen, dass man sich einer Gruppe anschließt, zu deren Programm und Gruppenzusammenhalt es gehört, antisozial zu sein. Man ‚delegiert‘ – freilich unbewusst – die Abwertung von anderen an die Gruppe und geht damit in ihr auf. Man handelt antisozial für die Gruppe, für deren Zusammenhalt eben, in einem emotional erhebenden und darin entspannenden Wir-Gefühl. Da kann kein Unrechtsbewusstsein entstehen. Nicht das Opfer steht im eigenen Fokus der Wahrnehmung, sondern die Gruppe. Die meisten Delikte, vor allem die männlicher Jugendlicher und junger Erwachsener, werden aus Cliques heraus begangen.

#### 4 Geschlechtszugehörigkeit, soziale Herkunft, ethnischer Hintergrund und Wohnumwelt spiegeln sich auch im Abweichenden Verhalten

Bei Männern und Frauen finden wir in deutlicher empirischer Tendenz unterschiedliche Abspaltungsmuster. Aber wie gesagt, es ist eine Tendenz. Männer und Frauen sind nicht so, sie neigen mehrheitlich dazu. Letztlich zeigen das die Fall- und Deliktstatistiken. Gerade bei jenen, die oft aus Milieus sozialer Benachteiligung stammen, ist meist noch eine traditionale und darin rigide Praxis im Umgang mit den Geschlechterrollen anzutreffen. Die Kategorie Geschlecht gilt in dieser Einführung als zentrale Kategorie, die sozialstrukturelle und ethnische Bedingungen durchzieht.

Nun ist man nicht nur im Jugendhilfe-Diskurs immer wieder und bis heute skeptisch, wenn die Kategorie Geschlecht so herausgestrichen wird. Ein exemplarisches Beispiel dafür ist immer noch die Argumentation des 11. Kinder- und Jugendberichts (2002). Dort wird festgestellt, dass z. B. soziale Schicht und Bildung erheblich die Art und Weise des Geschlechterverhaltens beeinflussen, „während mit der geschlechtstypischen Brille Dramatisierungen vorgenommen werden und gezielt auf die Kategorie Geschlecht aufmerksam gemacht wird. Mit der ‚Entdramatisierung‘ kommen auch andere Kategorien ins Blickfeld (Alter, Nationalität, Schicht etc.), die der Pluralität von Geschlechtstypen Rechnung tragen. Vor diesem Hintergrund kann man dann erneut fragen, wann, wie, wo und warum Geschlecht zum dominanten Kriterium sozialer Differenzierung wird“ (BMFSFJ 2002: 108). Hier sind die Gebote der *Diversität* und der *Intersektionalität* angesprochen, das heißt die Notwendigkeit, neben dem Geschlecht auch soziale Herkunft, ethnische Zugehörigkeit, Alter oder Wohnquartier in ihrer Differenzierungskraft wie in ihrem